Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 266 Bydgoszcz / Bromberg, 20. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(6. Fortsetzung.)

Ein unregelmäßiges Klopfen des gemarterten Motors läßt Frank ängstlich aufhorchen. „Schneller, schneller, sie holen auf!" Vic hat leicht schreien, denkt Frank und das bleischwere Gefühl der Machtlosigkeit kriecht in ihm hoch, es geht eben nicht schneller. Er preßt den Fuß mit aller Kraft auf den Gashebel, aber der Motor ist nicht mehr auf höchste Geschwindigkeit zu bringen. Nun steigt auch noch die Straße langsam an, zur rechten Hand stehen drohend die schwarzen Zacken der Chiricahua Mountains. Von neuem packt von rückwärts die Lichtflut den erschöpften Flüchtling, ein neuer Kugelregen setzt ein.

„Die Flaschen, Vic!" brüllt Frank nach rückwärts. „Wirf sie auf die Straße!" Dumpf hallend zersplittern die Flaschen auf dem Asphalt. Sechs, sieben acht, neun. Da, mitten im Krachen der Maschinenpistolen, im dumpfen Bersten der Glasflaschen, zwei helle, alles überdröhnende Knalle! Verschwunden ist das verfolgende Licht, wie mit einem schwarzen Tuch weggewischt. Weggewischt auch das zermürbende Krachen der Schüsse. „Reifenschaden!" jubelt Frank. „Wir sind gerettet!"

Keuchend erklimmt das Auto die letzten hundert Meter zur Paßhöhe, saust dann mit steigender Geschwindigkeit die abschüssige Straße gegen Nordwest bergab. Ein fahler Lichtscheint taucht in der Ferne auf, zerfällt beim Näherkommen in flimmernde Sterne. Die Lichter von Wilcox. —

Die nächste Nummer des Wilcoxer Weekly Herald brachte auf der ersten Seite groß aufgemacht folgende Nachricht: „Geheimnisvoller Wagenfund! Gestern früh wurde auf dem Grunde des Fairfacx Cañons an der Straße nach Douglas, fünf Meilen südlich der Stadtgrenze, ein Auto gefunden. Der Wagen, eine grüne Chryslerlimousine mit dem Kennzeichen NM 9243, war durch den Sturz vollständig zertrümmert und zeigte zahlreiche Kugeleinschläge. Die erste Annahme, daß es sich um ein Schmuggelauto handelte, das von einem Wagen der Emigration verfolgt und beschossen wurde, hat sich durch eine Anfrage als irrig herausgestellt. Dieser Umstand und die Tatsache, daß das Auto ohne Insassen aufgefunden wurde, daß sich auch trotz zahlreicher Blutspuren im Wagen niemand als verletzt meldete, erhöht noch das Geheimnisvolle des Falles."

> Der Anfang, das Ende, o Herr, sie sind dein.
> Die Spanne dazwischen, das Leben, war mein.
> Und irrt' ich im Dunkel und fand mich nicht aus
> Bei dir, Herr, ist Klarheit, und licht ist dein Haus.
>
> Fritz Reuters Grabschrift.

4. Kapitel.

Unumschränkte Beherrscherin der mexikanischen Goldküste war bis zur Jahrhundertwende die Stadt Verakruz. An der seichten Barre vor dem Hafen kreuzten und ankerten schon vor vierhundert Jahren die Segelschiffe der Conquistadores, tagelang, wochenlang, bis ein günstiger Wind und ruhige See sie an die Gestade des erträumten Goldlandes brachte. Jahrhundertealte, mächtige Steinbauten, burgartige Kathedralen und Kirchen, palmenumsäumte Plätze, saubere, gepflasterte Straßen im Zentrum, das ist Verakruz, die Stadt der großen Vergangenheit, der lebendigen Gegenwart, der gesicherten Zukunft.

Wer aber hörte je bis zur Jahrhundertwende den Namen Tampico? Ein unbedeutender Hafen, ein großes schläfriges Fischerdorf an der Mündung der Flüsse Tamesi und Panuco. Sonst nichts. Gemächlich kreuzten in den Küstenlagunen die unbeholfenen Einbäume und die kleinen Sealer der Eingeborenen, und die Rauchwolken aus den Schornsteinen der großen Ozeandampfer zogen fern am Horizont vorüber. Dann kam der Tag, wo Scharen von Geologen den Rücken der Erde abklopften, Geld stand bereit, den ersehnten Schatz zu heben und in neue Millionen umzuwandeln. Da kam auch der große Tag für Tampico. Der erste Bohrturm im Staate Tamaulipas wurde von der Wucht des entfesselten Öls zerrissen, das Donnern und Heulen dieses ersten „Springers" weckte Tampico aus seinem Dornröschenschlaf. Tampico, Tampico! schrien die Zeitungen aller Sprachen in die Welt hinaus, Tampico, Tampico kreiste es in den Gehirnen der Bank- und Börsengrößen, trommelte es in den Köpfen der Abendteurer.

Mexiko hatte seinen Ölrausch. Aus dem lehmigen, morastigen Boden des Fischerdorfes wuchsen über Nacht primitive Holz- und Blechhäuser, die bald hastigen, schmucklosen Betonbauten der Ölkompanien, Banken, Geschäftshäusern und Vergnügungsstätten Platz machten. Am Ufer der Lagune und des ölbedeckten Rio Panuco schossen wie Pilze die schmutziggrauen Ölbehälter und Raffinerien empor, auf der Hügelkette am linken Ufer des Rio Tamesi entstand eine neue Zweckstadt, die Colonia Aguila. Die Ozeanriesen, die früher stolz vorbeigezogen waren, nahmen ihren Kurs in die Mündung des Rio Panuco, dessen träge, geduldige Fluten von ganzen Flotten der Ölschiffe und Motorboote bevölkert waren. Sirenengeheul, Motorgeknatter, Pumpengekreisch, Hupensignale schrien in und um Tampico, das vor nicht allzu langer Zeit bestenfalls das Jammern eines uralten Trichtergrammophons gehört hatte. Gleich geblieben aber waren mit wenigen Ausnahmen die Straßen der Stadt mit ihrem knietiefen Staub und Morast.

Wer nahm sich auch Zeit, solide Straßen zu bauen, Parkanlagen zu pflegen, wem lag daran, Tampico behaglich und wohnlich zu machen? Tampico war keine Stadt, in der man blieb, man kam, um rasch Geld zu verdienen, man kam, um anderwärts hartverdientes Geld hier rasch zu verlieren. Alle Rassen der Welt drückten der Stadt ihren vielfarbigen Stempel auf. Aber all diese grundverschiedenen Sprachen und Idiome vereinigten sich zu einem einzigen grellen Schrei: Chapopote, Oil, Öl! Chapopote, das schwarze Blut der Erde! Sein scharfer, durchdringender Geruch lag wie eine harte Faust auf dieser Stadt, benebelte die Menschen, verwischte in ihren Herzen das Gefühl für Gut und Böse, für Recht und Unrecht; ein Giftgas, das den klaren Blick trübte und die Moral vernichtete. Man lebte, liebte und haßte schneller in Tampico, man betrog bedenkenlos, man baute sprunghaft und schlug vielleicht schon morgen das Erbaute enttäuscht wieder in Trümmer. Ein Begriff knechtete, begeisterte die ganze Stadt: der Kampf um das Öl, um das flüssige Gold. Das war Tampico von 1925, die Stadt der rauschenden Gegenwart, die Stadt ohne Vergangenheit; und heute steht sie am Tore einer ungewissen Zukunft.

*

Tampico, Calle Altamira 23. Zehn Uhr vormittags. Grellweiß leuchtet die Fassade des breiten einstöckigen Hauses, aus den niedrigen, langgezogenen Fenstern klingt das emsige Klappern der Schreibmaschinen. Die starken eisernen Gitter geben dem Hausblock das Ansehen einer Geldfestung. Eben sind Arbeiter tätig, die Betontreppe zum wuchtigen Tor durch Marmorstufen zu ersetzen; andere stehen auf hohen Leitern und belegen den Firmennamen „Vulkan Petroleum Comp." mit neuer Goldfarbe. Passanten bleiben stehen, schauen den Arbeitern zu. In ihren Gesichtern ist deutlich Ehrfurcht zu lesen.

Lautlos hält eine Limousine vor dem Portal, der livrierte Pförtner reißt den Schlag auf und verbeugt sich tief vor dem kleinen, fetten Vollindianer, der elastisch auf den Asphalt springt.

„Ist Mister Bloomfield im Haus?" Er klopft vertraulich mit seiner dicken, reichberingten Hand dem Türhüter auf die Schulter.

„Yes, Mister Legueiro, Sie werden erwartet!"

Señor Porfirio Legueiro, Abgeordneter von Tamaulipas und stiller Teilhaber der „Vulkan Petroleum Comp.", richtet einige leutselige Worte an die Arbeiter, die Indios sind wie er, achtet aber sorgsam darauf, daß sein mattglänzender, halbseidener Anzug nicht mit ihren verstaubten und verschmierten Anzügen in Berührung komme.

Vor einer achtunggebietenden, gepolsterten Tür, die ein Schild „S. J. Bloomfield, Eintritt verboten!" trägt, bleibt Don Porfirio stehen, fährt sich mit dem seidenen Taschentuch über die dunkelbraune, nasse Stirn, klopft an und tritt, ohne das „Adelante!" abzuwarten, ein.

„Guten Tag, Don Salomon!" ruft er der massiven Gestalt hinter dem mächtigen Schreibtisch zu und drückt seine Fingerspitzen vertraulich in die rosige, fleischige Hand Mister Bloomfields, des Präsidenten der „Vulkan Petroleum Comp."

Das fettgepolsterte Gesicht des Yankee zerrinnt zu einem Begrüßungslächeln, das nicht ganz echt ist. „Guten Morgen, Don Porfirio!" Er drückt ihn in einen Ledersessel und dreht den Ventilator über ihm an.

„Marmor, Marmor, wie ich gesehen habe", beginnt der Indio in seinem hastigen singenden Englisch und schüttelt mißbilligend den Kopf, „bei diesen Zeiten! Noch dazu habe ich gelesen, daß die zwei letzten Bohrungen im Nordfeld auf Sand gestoßen sind."

„Ja. Pech auf Pech. Die alten Brunnen versiegen und die neuen sind Trockenlöcher. Wir treiben dem Ruin entgegen!" Nervös springt Bloomfield auf und pflanzt sich schließlich wuchtig vor dem Indio auf. „Reden Sie doch, Don Porfirio! Von Ihnen erwarte ich gute Nachrichten. Was ist mit der Option DKZ 4316 in Tantajuca?" Seine grünlichen Augen bohren sich fragend und ängstlich in die schwarzen Schlitze des Abgeordneten.

„Unglück auf Unglück", stößt zähneknirschend der Indio heraus, „John Dodson, dieser verdammte zähe Kerl, ist um eine Stunde zu spät gestorben. Wenn die Kugel besser getroffen hätte, wären wir heute schon im Besitz des Feldes."

„Und die beiden Deutschen, denen er seine Rechte vermacht hatte?"

Wortlos zieht Don Porfirio ein zerknittertes Zeitungsblatt aus der Tasche und reicht es seinem Geschäftspartner. „Geheimnisvoller Autofund!" beginnt Bloomfield halblaut zu lesen. „Gestern früh wurde auf dem Grunde des Fairfax Cañons an der Straße nach Douglas fünf Meilen südlich von Wilcox . . ." Er überfliegt die Zeilen, aber seine Züge bleiben verständnislos. „Was soll das heißen, Don Porfirio? Was hat das mit uns zu tun?"

„Sehr viel! In diesem Auto saßen nämlich die beiden mit vier geschmuggelten Chinesen. Und in dem anderen Auto, aus dem die Schüsse fielen, saß mein Vertrauensmann Ashly, dem ich die ganze Angelegenheit zur restlosen diskreten Erledigung übergeben hatte."

„Sind sie tot?" flüstert Bloomfield und sein Gesicht wird um einen Schein blasser.

„Hoffentlich. Es ist mir selbst nicht recht verständlich, warum mir Ashly gerade darüber noch nichts berichtet hat. Aber ich erwarte stündlich Nachricht von ihm oder ihn selbst."

„War das notwendig?" zischt Bloomfield und in seinem Blick liegt Angst und beinahe Haß. „Hätte man die Leute nicht kaufen können?"

„Das haben wir ja schon bei Dodson vergeblich versucht. Gekaufte Leute sind unverläßlich. Tote sind verläßlicher!"

Der „Freund des Volkes" steht auf und bietet mit einem ermutigenden Lächeln dem Präsidenten die Fingerspitzen, die dieser widerwillig erfaßt. „Auf Wiedersehen! Ich hoffe bald mit sicheren, guten Nachrichten zu kommen." Lautlos schließt sich die Tür hinter ihm und verbirgt Bloomfield den tückischen Blick des Indios. „Verdammter Yankee — aber ich brauche dich!" steht in diesem Blick.

In derselben Sekunde wäscht sich drinnen der Amerikaner sorgfältig die Hände. „Verdammter Indio" murmelt er, — „aber ich brauche dich!"

Durch die Reihen der Arbeiter schreitet Señor Porfirio Legueiro mit federnden Schritten seinem Wagen zu und zeigt seine schneeweißen Zähne. Ein Zehn-Peso-Goldstück fliegt den Arbeitern zu.

„Da, Kameraden, trinkt auf mein Wohl!"

Sechs durstige Kehlen brüllen ein einstimmiges „Viva Don Porfirio!", sechs Augenpaare schauen begeistert dem Wagen nach, der in einer Staubwolke verschwindet. —

Durch die Calle Aduana geht wiegenden Schrittes eine hochaufgeschossene, hagere Gestalt, die ganz Tampico kennt. Auf den hellgelben Haaren sitzt weit zurückgeschoben ein schmieriger, verbeulter Strohhut, dessen Krempe und Band ein einziger Ölfleck sind. Ein kragenloses Hemd flattert um den mächtigen Brustkorb und läßt ihn noch breiter erscheinen. Der durchschwitzte Hüftgurt hat Mühe, die weiße, oft gewaschene Leinenhose zu halten; unter den kotbespritzten Beinlängen aber schauen zwei tadellos gereinigte neue, elegante Halbschuhe hervor und scheinen im Verein mit den schwergoldenen Manschettenknöpfen gegen die sonstige Verwahrlosung ihres Trägers zu sprechen. Es ist Gustav Jensen, ein mit der Personaleinstellung Beauftragter der Huesteca Petroleum Comp., allgemein bekannt unter dem Namen „der lange Gus".

Kaufleute und Wirte grüßen ihn respektvoll, denn er ist ein guter Kunde und guter Gast. Dankbar schaut ihm die alte dicke Limonadenverkäuferin nach und erinnert sich, wie er oft in später Nacht ihren ganzen Stand aufkaufte und in wenigen Minuten bei den nächtlichen Passanten an den Mann brachte. Kutscher und Chauffeure reißen die Tür ihrer Wagen auf, nie verlangt der lange Gus das Kleingeld zurück. Der Polizist hebt grüßend die Finger an die Kappe, zieht seine Uhr und stellt verwundert und bedauernd fest, daß der Mann um halb sechs Uhr abends noch ganz nüchtern ist. Sonst war er als einer der besten Strafezahler bei der Polizei bekannt und beliebt. Denn um bei seinen nächtlichen Tollheiten den zeit- und humorraubenden Belästigungen und Verhaftungen der beutegierigen Wächter zu entgehen, zahlte er schon im vorhinein am Abend beim

Kommissariat eine bestimmte Summe, die an die Nachtpolizisten zur Verteilung kam. Dafür schauten und hörten sie dann auch krampfhaft weg, wenn ein vollbeladenes Auto mit schreienden, brüllenden und singenden Leutchen durch die nächtlich stillen Straßen fuhr. Der lange Gus ist einer der weniger Pfeiler, die aus der Blütezeit dieser Stadt in ihr beginnendes Welken hinüberragen. Und daß er um halb sechs Uhr abends noch nüchtern ist, gibt den Wachtleuten einen neuen Beweis, daß es mit Tampico bergab geht. Kopfschüttelnd schaut er ihm nach, aber findet beim besten Willen keine Gelegenheit, sein mageres Gehalt, das ihm übrigens die Stadt schon seit zwei Monaten schuldet, durch eine geldbringende Amtshandlung aufzubessern. Verächtlich spuckt er auf den Boden und murmelt: „Verdammt!"

Der lange Gus ist unwiderruflich nüchtern. Er hat kein Gelübde soliden Lebenswandels abgelegt; der Grund für diesen ungewohnten Zustand liegt in einem Bündel Papiere, das er immer wieder mit gefalteter Stirn durchliest, während er sich in seinem wiegenden Seemannsgang der Straßenecke nähert. Es ist die Monatsabrechnung der Huesteca Company.

„Drei Bohrungen in einem Monat und davon nur eine fündig", murmelt er, „das sind Zeiten! Nichts, Jungens, nichts!" wehrt er ein Rudel Männer ab, das ihn an der Ecke Calle Altamira und Calle Aduana umdrängt. Hier ist die berühmte und berüchtigte Chapopote-Ecke, die Petroleumarbeiterbörse von Tampico. „Keine Arbeit, Jungens, keine Arbeit!" Er kratzt sich bedauernd den Kopf. Hohlwangige, hungrige Gesichter schauen ihn an, blasse Lippen betteln um einige Zigaretten oder um ein Abendbrot. „Das sind Zeiten, Jungens", wiederholt er und greift in die Tasche, „voriges Jahr noch mußte ich um acht Uhr früh hier stehen, um die nötigen Leute zu bekommen! Es ist nichts mehr los in Old Mexiko; 'n Tag, Jungens!"

(Fortsetzung folgt.)

Cromwells Tod.

Mit einer schweren Fieberkrankheit legte sich Oliver Cromwell in Hamptoncourt nieder und kaum drei Wochen nach dem Tode seiner Tochter Elisabeth am 24. August bringen die Ärzte einen sterbenden Mann nach Whitehall. Noch denkt Oliver nicht an den Tod, mühsam lächelnd sagt er zu den Ärzten: „Vertreibt eure düstern Gedanken, behandelt mich wie einen armen Menschen. Ihr könnt viel durch eure Wissenschaft; aber mehr als alle Ärzte zusammen vermag die Natur, und Gott ist mächtiger noch als diese." Aber das Fieber nimmt zu, oft ist Olivers klarer Geist für Stunden gestört, seine Frau Elisabeth, die Tag und Nacht an seinem Lager wacht, ist der einzige Mensch, den er auch in den Augenblicken gestörten Bewußtseins erkennt.

Die Kunde von der schweren Erkrankung des Protektors verbreitet sich durch London, tiefer Schrecken ergreift die Bevölkerung. In allen Kirchen, allen Häusern wird für den Herrscher gebetet, das Heer setzt einen Fast- und Bettag für die Erhaltung Olivers an, von Abertausenden Lippen steigen flehende Worte zum Thron des Höchsten empor.

In den wachen Augenblicken quälen den Todkranken die Sorgen um die Zukunft des Staates.

Da setzt nach einem qualvollen, drei Tage und drei Nächte währenden Todeskampf in der Nacht vom 2. zum 3. September ein furchtbarer Sturm ein, der in ganz Südengland, vom Kanal bis hinüber zur Küste des Festlandes, große Verheerungen anrichtet. Wie ein überweltliches Ungeheuer tobt der Orkan die ganze Nacht hindurch über der Hauptstadt, deckt Häuser ab, entwurzelt riesige Bäume im Park um Whitehall. Schaudernd hört das Volk das gigantische Ringen der guten und bösen Geister um die Seele des Protektors in den Lüften, dumpf ahnt es einen großen Zusammenhang zwischen dem himmlischen und dem irdischen Chaos, zwischen dem Ringen des Sterbenden und den Mächten des Unendlichen. —

Um Mitternacht steigt Olivers Fieberwahnsinn aufs Höchste, im Donnern des Sturmes hört er die Stimme Gottes, der ihn um seiner Sünden willen heimsucht. Sein Geist ist in den Tagen der Kindheit; wie einst als Kind bei der Mutter betet er, die glühendheiße Hand eisern um die kühlen Hände Elisabeths gepreßt zu dem Vater im Himmel. Plötzlich richtet er sich auf, die Augen voller Entsetzen weit aufgerissen, und schreit, daß es grauenvoll die Stille des dämmernden Schlafgemachs zerreißt: „Furchtbar ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" Dann ein halberstickter Schrei, und blasses Grauen im Gesicht weicht er zurück, immer zurück, die abgezehrten Hände abwehrend ausgestreckt: vor seinem fieberglühenden Blick ragt ein ungeheures, schwarzes Kreuz über die Welt empor, und an dem Kreuz hängt König Karl mit bleichem, blutigem Gesicht, und plötzlich ist es nicht der tote König, da ist es Olivers eignes Antlitz, Purpur und Hermelin hängt um seine Schultern und eine goldene Dornenkrone reißt tiefe Furchen in die kantige Stirn, daß helles Blut über die Wangen strömt — —. Der Himmel darüber ist schwarz verhangen, kein Gott ist zu sehen, wieder, noch lauter gellt es von den Lippen des Sterbenden: Furchtbar ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" Geschieht ein Wunder —? lächelnd streckt Oliver die Arme aus und reckt sie empor, und siehe — da öffnet sich der Himmel, und der gekreuzigte Gottessohn lächelt gütig den Sterbenden an und zieht ihn an seine Brust. —

Da erwacht der Fiebernde und blickt sich um mit klaren, in unendliche Weiten schauenden Augen und fragt Hugh Peters, der an der anderen Seite des Bettes kniet: „Sag, ist es möglich, aus dem Zustand der Gnade zu fallen?"

„Wer einmal in Gottes Gnadenbund aufgenommen ist, kann nie verloren gehen!" klingt die Stimme des Predigers dunkel durch den Raum.

Da atmet Oliver tief auf, und seine Augen leuchten in seligem Glanz, als er leise erwidert: „Nun habe ich Ruhe, denn ich weiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin."

Mühsam richtet er sich auf, während Elisabeth, selber halb nur noch lebend nach den Qualen der letzten Monate, seine Arme über ihre und Hugh Peters Schultern schlingt, und betet mit klarer Stimme:

„Herr, mein Gott, wenn ich gleich ein armes und elendes Geschöpf bin, so stehe ich doch durch die Gnade in deinem Bunde. Und ich darf, ich will zu dir kommen, für dein Volk. Du hast aus mir Unwürdigen ein Werkzeug deiner Hand gemacht, um deinem Volk Gutes zu tun und dir zu dienen. Viele von ihnen schätzen mich zu hoch, wogegen andere meinen Tod wünschen. Herr, wie du es auch immer mit mir machen willst, wende ihnen deinen Segen zu. Verleihe ihnen Einmütigkeit und Liebe untereinander. Fahre fort mit ihrer Befreiung und dem Werk der Reformation und erhöhe den Namen Christi in der Welt! Lehre die, die zuviel auf deine weltlichen Werkzeuge sehen, sich mehr auf dich zu verlassen. Vergib dies törichte Gebet um Jesu Christi willen und schenke uns eine gute Nacht, wenn es dein Wille ist. Amen."

Nach dem letzten Wort sinkt Oliver mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück und fällt in einen leichten, unruhigen Schlaf bis zum Morgen. Langsam, zur selben Stunde, legt sich draußen der Sturm.

Als er am Morgen des 3. September 1658, dem Tage seiner Siege von Dunbar und Worcester, erwacht, läßt er die Mitglieder des Staatsrats an sein Lager kommen. Mit deutlicher Stimme legt er ihnen als Nachfolger im Protektorat seinen Sohn Richard ans Herz, der voll Eifer für die Religion und die Rechte des Volkes sei und an all dem Blutvergießen in England keinen Anteil habe.

Stumm, in Tränen, umstehen die in jahrelangen Kriegen und Ränken der Politik hart und kalt gewordenen Männer das Sterbelager des Protektors, reichen ihm zum letztenmal die Hand.

Nach dieser letzten Anstrengung fällt Oliver wieder in tiefe Bewußtlosigkeit, die bis zum Mittag dauert. Stockend klingt sein Atem durch den Raum, durch dessen offene Vorhänge golden die Septembersonne fällt. Als er erwacht, will sein Leibarzt Bates ihm zu trinken geben. Aber der Sterbende neigt müde das abgezehrte Haupt, aus dem zwei dunkelglühende Augen leuchten, zur Seite: „Ich möchte nicht trinken und nicht schlafen, ich möchte nur, so schnell ich kann,

von hinnen gehen." Wieder verfällt er in einen halben Dämmerzustand, einmal dringt es abgerissen von seinen Lippen: „Gott ist gut — — er wird mich — — ich wollte so gern noch seinem Volk dienen — — wo nicht, siehe, ich bin bereit zum Tode — — —."

Immer leiser wird das Röcheln, nachmittags zwischen drei und vier Uhr hebt noch einmal ein tiefer Seufzer die Brust des Sterbenden. Oliver Cromwell ist tot.

Unbeweglich kniet Elisabeth an dem Totenbett, tröstend streicht die Sonne über ihr und Olivers Haar, das in diesen Tagen und Wochen hell wie Silber geworden ist.

Lautlos schreitet der getreue Thurloe aus dem Gemach, teilt dem Kommandanten der Leibwache den Tod des Protektors mit.

— — Dumpf dröhnen die Trommeln. Schreckensbleich brechen die Tausende ab im Gebet, starren von fern empor zu den schwarzverhangenen Fenstern von Whitehall: Dort starb der Eine, dessen Hand das Chaos bändigte. Wehe, wenn jetzt das Chaos Herr über uns wird! — —

Das vorstehende Kapitel wurde dem viel gerühmten und in Wahrheit ganz ausgezeichneten Werk von Dr. Heinrich Bauer entnommen: „Oliver Cromwell. Ein Kampf um Freiheit und Diktatur." Verlag R. Oldenburg, München und Berlin 1932.

Der Schädel Joseph Haydns.

Im Museum der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, die in diesem Jahr ihr 125jähriges Bestandsjubiläum begeht, befindet sich als eine der wertvollsten Reliquien in einem schwarzen Schrein der Schädel des großen Tondichters und Schöpfers der deutschen und der österreichischen Bundeshymne: Joseph Haydn.

Am 19. März 1895 wurde dieses kostbare Gut mit allen Echtheitsnachweisen von den Söhnen des berühmten Wiener Anatomen Prof. Karl von Rokitansky der Gesellschaft der Musikfreunde übergeben. Damit endete die sonderbare Wanderung des Schädels eines der größten Tonheroen, zu dessen Aufbewahrungsort in Wien viele Musikbegeisterte und Anhänger Haydns wallfahren.

Die Geschichte ist höchst seltsam. Sie beginnt eigentlich mit einem Fest auf Schloß Esterhazy in Eisenstadt, wo Haydn viele Jahre als Leiter des Hausorchesters des Schloßherrn gewirkt hatte. Das Fest war von Fürst Esterhazy zu Ehren des Herzogs von Cambridge gegeben worden und fand seinen Höhepunkt in einer Aufführung von Haydns „Schöpfung". Der hohe Gast sprach damals in Begeisterung die Worte: „Wie glücklich war der Mann, der diesen Haydn im Leben besessen hat und noch im Besitz seiner Reste ist." Esterhazy faßte daraufhin den Entschluß, die Gebeine Haydns, der in Wien im Jahre 1809 auf dem Hundsturmer-Friedhof begraben worden war, nach Eisenstadt, dem Ort seines Wirkens überführen zu lassen. Bei der Exhumierung entdeckte man mit Entsetzen, daß Haydns Schädel fehlte, daß er geraubt worden war.

Johann Peter, Karl Rosenbaum, Michael Jungmann und Ignaz Ullmann, die sich mit der Schädellehre des Dr. Gall befaßten, hatten den Totengräber des Friedhofs bestochen und in der Nacht nach Haydns Begräbnis das Grab geöffnet und den Schädel entwendet, um an ihm anatomische Untersuchungen durchzuführen. Trotz aller Bemühungen blieb der Schädel im Besitz dieser Männer, und Peter verwahrte das „Heiligtum" in seiner Sammlung. Erst nach seinem Tode wurde er durch den Hausarzt Peters dem anatomischen Privatmuseum des Professors Karl von Rokitansky überantwortet. Seine Söhne übergaben dann das Reliquiar der Gesellschaft der Musikfreunde, die bereits von Johann Peter als Erbe genannt worden war. Im Jahre 1909 wurde dann durch eine wissenschaftliche Arbeit nochmals der Nachweis erbracht, daß entgegen allen anderslautenden Behauptungen der im Museum der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde aufbewahrte Schädel wirklich der Schädel Joseph Haydns ist.

Die übrigen Gebeine des Komponisten wurden auf Veranlassung des Fürsten Esterhazy im Jahre 1820 nach Eisenstadt überführt und in der kleinen, schönen Bergkirche beigesetzt. Man sollte auch den Schädel an diesen würdigen Ruheplatz bringen.



Rätsel-Ecke



Zwölf Städte.

In den nachfolgenden Sätzen ist je ein Ortsname verborgen. — Welcher?

1. Gestern ging Selma in Zittau spazieren.
2. Freiherr von Hochstett in Kiel ist gestern gestorben.
3. Mit Hornsignalen ritten sie fort.
4. Elli gewann und Hanno verlor.
5. Ist der Hirsch bergan oder bergab gelaufen?
6. Mein Kunstgärtner baut Zentifolien und Rosen an.
7. Krüger antwortete nicht.
8. Lasse das Fach offen.
9. Ernst ist selber feldmarschmäßig ausgerüstet.
10. Ist der Fisch alle?
11. Des sauberen Heftes wegen bekam Meta die 1.
12. Gib Armen, was du entbehren kannst.

*

Eine Verlobungsanzeige.

Lena Gern **Karl Nieten** empfehlen sich als Verlobte

Durch Umstellung der Buchstaben von Vor- und Zunamen kann man die Vaterstädte des jungen Brautpaares finden. Es sei verraten, daß die Dame aus Deutschland und der Herr aus der Schweiz stammt.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 260

Silben-Rätsel:

```
Waffenrock
I sabell a
E  be   r
S aebe  l
Bauernhaus
A  mo   r
D acha  u
E  llrc h
N omad  e
```

= **Wiesbaden — Karlsruhe.**

*

Kreuz-Rätsel:

```
        T
      T o r
        t
  K   S e e   D
N u e r n b e r g
  h   A s s   t
        o
        n
        n
        t
        a
        g
```

= **Totensonntag.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.